

Roman



MARÍA
DUEÑAS

*Wenn ich
jetzt nicht gehe*

INSEL



María Dueñas
Wenn ich jetzt nicht gehe

Roman

Aus dem Spanischen von
Petra Zickmann

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel *La Templanza*
bei Planeta, Barcelona.

Erste Auflage 2017

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2017

© Misorum S. L., 2015.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17702-9

Wenn ich jetzt nicht gehe

*Für meinen Vater Pablo Dueñas Samper,
der sich mit Minen und Weinen auskennt*

I.

Mexiko-Stadt

Welche Gedanken und Gefühle bewegen einen erfolgverwöhnten Mann, wenn er eines Nachmittags im September seine schlimmsten Befürchtungen bewahrheitet sieht?

Keine heftige Geste, kein ungehaltenes Wort. Nur ein flüchtiger, kaum wahrnehmbarer Schauer, der ihm über den Rücken lief, hinauf bis zu den Schläfen und hinunter bis zu den Zehennägeln. Nichts schien sich jedoch an seiner Haltung zu verändern, als er bestätigt fand, was er bereits geahnt hatte. Unerschütterlich, so wirkte er. Eine Hand auf das harte Nussbaumholz des Schreibtisches gestützt, den Blick fest auf die Überbringerinnen der Nachricht gerichtet, ihre vor Müdigkeit hohlwangigen Gesichter, ihre Trauerkleider.

»Trinken Sie Ihre Schokolade aus, meine Damen. Ich bedaure Ihre Unannehmlichkeiten und bin Ihnen dankbar, dass Sie so gütig gewesen sind, herzukommen und mich persönlich zu informieren.«

Wie auf Kommando gehorchten die Amerikanerinnen, sobald der Dolmetscher ihnen Wort für Wort übersetzt hatte. Dieser war ihnen von ihrer Botschaft zur Verfügung gestellt worden, eine Brücke, über die sich die beiden erschöpften, niedergeschlagenen Frauen verständlich machen und somit den Zweck ihrer Reise erfüllen konnten.

Lustlos hoben sie die Tassen zum Mund. Sicher aus reiner Höflichkeit. Um ihn nicht zu verärgern. Die Biskuits der Nonnen von San Bernardo rührten sie dagegen nicht an, und er bestand nicht darauf. Während die Frauen mit kaum ver-

hohlenem Unbehagen die dicke Flüssigkeit schlürften, kroch eine Stille, die keine wirkliche Stille war, ins Zimmer wie ein Reptil, schob sich über den gefirnissten Dielenboden und die stoffbespannten Wände, glitt über die europäischen Importmöbel und schlängelte sich zwischen die Ölgemälde, Landschaften und Stilleben.

Der Dolmetscher, ein kaum zwanzigjähriger Milchbart, stand verwirrt herum, hielt die schwitzenden Hände in Leibhöhe gefaltet und fragte sich insgeheim, was zum Teufel tue ich hier. Indessen schwirrte die Luft von tausend Tönen. Aus dem Innenhof drangen die Geräusche der Dienstboten herauf, die die Bodenplatten mit Lorbeerwasser besprengten. Von der Straße, durch die schmiedeeisernen Gitter, kam das Hufklappern der Maultiere und Pferde, das klagende Flehen der Bettler um Almosen und das Geschrei des Verkäufers an der Ecke, der lautstark seine Waren anpries: süße Teigtauchen, Maisfladen mit Milchkonfitüre, Guavenpaste, Maisplätzchen.

Die Frauen tupften sich mit den frisch gebügelten holländischen Servietten die Lippen ab, es schlug halb sechs. Und dann wussten sie nicht, was sie noch tun sollten.

Der Hausherr löste die Spannung.

»Darf ich Sie bitten, meine Gäste zu sein, und Ihnen ein Nachtlager anbieten, ehe Sie Ihre Heimreise antreten.«

»Vielen Dank, Señor Larrea«, erwiderten sie fast wie aus einem Mund. »Aber wir haben bereits ein Zimmer in einem Gasthof reserviert, der uns von der Botschaft empfohlen wurde.«

»Santos!«

Obwohl der herrische Ton nicht ihnen galt, zuckten sie zusammen.

»Laureano soll die Damen zu ihrem Gepäck begleiten und sie ins Hotel Iturbide bringen, die Kosten gehen auf meine

Rechnung. Und dann machst du dich auf die Suche nach Andrade, zerrst ihn von seiner Domino-Partie weg und sagst ihm, er soll umgehend herkommen.«

Der bronzehäutige Diener beantwortete die Anweisung seines Herrn mit einem schlichten »Zu Befehl, *patrón*«. Als hätte er nicht hinter der Tür gestanden, das Ohr fest ans Holz gedrückt und zugehört, wie das Leben des bis dahin vermögenden Silberminenbetreibers Mauro Larrea in Scherben fiel.

Die Frauen erhoben sich aus den Sesseln, und ihre Röcke bauschten sich knisternd wie Rabenflügel. Sie folgten dem Diener aus dem Zimmer hinaus und auf die kühle Galerie. Die, die gesagt hatte, sie sei die Schwester, ging vorweg. Die, die sich als die Witwe vorgestellt hatte, hinterher. Ihre mitgebrachten Schriftstücke ließen sie zurück als Bestätigung einer Vorahnung, schwarz auf weiß. Als Letzter wollte der Dolmetscher den Raum verlassen, doch der Hausherr vertrat ihm den Weg.

Er legte eine raue, immer noch starke Hand auf die Brust des Amerikaners. Die entschiedene Geste eines Mannes, der Gehorsam gewohnt war.

»Moment, eine Sache noch.«

Dem Dolmetscher blieb nichts anderes übrig, als Folge zu leisten.

»Samuelson ist Ihr Name, nicht wahr?«

»Ganz recht.«

»Hören Sie zu, Samuelson«, sagte Mauro und senkte die Stimme. »Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, dass dieses Gespräch absolut vertraulich war. Ein einziges Wort darüber, und ich Sorge dafür, dass Sie nächste Woche abgeschoben und in Ihrer Heimat zum Wehrdienst einberufen werden. Woher kommen Sie, mein Freund?«

»Aus Hartford, Connecticut, Señor Larrea.«

»Umso besser. Dann könnten Sie dazu beitragen, dass die Yankees endlich den Krieg gewinnen.«

Als er schätzte, dass die Schwägerinnen die Tür erreicht haben müssten, schob er mit zwei Fingern den Vorhang vor einem der Balkone zur Seite und sah zu, wie sie aus dem Haus traten und seine Berline bestiegen. Der Kutscher Laureano trieb die Stuten an, diese setzten sich zügig in Bewegung und bahnten sich ihren Weg zwischen ehrenwerten Bürgern, zerlumpten, barfüßigen Kindern und Dutzenden von in bunte Sarapes gehüllten Indios, die wild durcheinanderschreiend Talg, Teppiche aus Puebla, Dörrfleisch, Avocados, Sorbets und Jesusfiguren aus Wachs feilboten. Sobald die Kutsche in die Calle de las Damas eingebogen war, wandte er sich vom Balkon ab. Er ging davon aus, dass Elías Andrade, sein Prokurist, frühestens in einer halben Stunde da sein konnte. Und er wusste genau, was er in der Zwischenzeit tun würde.

Allen fremden Blicken entzogen, hastete Mauro Larrea durch die Räume, wobei er wütend das Jackett auszog, die breite Halsbinde herunterriss, die Manschettenknöpfe löste und die Ärmel seines Chambrayhemdes bis über die Ellbogen aufkrepelte. Als er sein Ziel erreicht hatte, mit bloßen Unterarmen und offenem Kragen, holte er tief Luft und drehte den rouletteförmigen Ständer, in dem senkrecht seine Queues steckten.

Heilige Mutter Gottes, murmelte er.

Nichts hätte vermuten lassen, dass er den Queue wählen würde, nach dem er letztlich griff. Er besaß andere, neuere, elegantere und wertvollere, angesammelt im Lauf der Jahre wie handfeste Beweise seines unaufhaltsamen Aufstiegs. Doch an diesem Nachmittag, der sein Leben mittendurch gebrochen hatte und nun allmählich verglomm, während die Bediensteten in allen Ecken seines großen Hauses Lampen und

Kerzen anzündeten, in den Straßen noch lebhaftes Treiben herrschte und sich das Land, verblindet und unregierbar, weiterhin hartnäckig in endlosen Scharmützeln aufrieb, erwies er sich als unberechenbar. Mit dem alten, derben Queue, einem Relikt aus seiner Vergangenheit, ging er am Billardtisch in Position für einen Kampf gegen seine eigenen Dämonen.

Minutenlang führte er Stoß um Stoß mit rigoroser Präzision. Einen nach dem anderen, nur begleitet vom Geräusch der Kugeln beim Schlag gegen eine Bande oder dem trockenen Knall von aufeinandertreffendem Elfenbein. Wachsam, kalkulierend, entschieden, wie immer. Oder fast immer. Bis von der Tür hinter ihm eine Stimme ertönte.

»Mir schwant nichts Gutes, wenn ich dich mit diesem Queue in der Hand sehe.«

Er stellte sich taub und spielte weiter, drehte das Handgelenk, um punktgenau zu zielen, formte mit den Fingern einen stabilen Kreis. Die beiden zerquetschten Fingerspitzen seiner linken Hand und die dunkle Narbe, die sich von der Daumenwurzel aufwärtszog, waren jetzt deutlich zu sehen. Kriegsverletzungen, pflegte er sie spöttisch zu nennen. Spuren seines Aufenthaltes in den Eingeweiden der Erde.

Freilich hatte er die Stimme seines Bevollmächtigten gehört. Die wohlklingende Stimme eines hochgewachsenen Mannes von übernächtigter Eleganz, dessen Glatze einen wachen Verstand barg. Elías Andrade war nicht nur der Wächter über seine Finanzen und Interessen, sondern auch sein engster Freund. Der ältere Bruder, den er niemals hatte, das Flüstern seines Gewissens, wenn ihm im Strudel der Ereignisse Gelassenheit und Urteilskraft abhandenkamen.

Mauro Larrea beugte sich über das Billardtuch und versetzte zum Abschluss seiner einsamen Partie der letzten Ku-

gel einen kraftvollen Stoß. Dann stellte er den Queue an seinen Platz zurück und wandte sich gemächlich seinem Besucher zu.

Sie blickten einander offen ins Gesicht, wie so viele Male zuvor. In guten wie in schlechten Zeiten, so war es immer gewesen. Direkt in die Augen. Ohne Ausflüchte.

»Ich bin bankrott, *compadre*.«

Sein Vertrauter schloss fest die Lider, sagte aber nichts. Er zog lediglich ein Taschentuch heraus und fuhr sich damit über die Stirn. Er hatte angefangen zu schwitzen.

Während der Bergmann auf eine Antwort wartete, hob er den Deckel einer Zigarrenkiste an und nahm zwei Havannas heraus. Sie zündeten sie an einem silbernen Kohlebecken an, und die Luft füllte sich mit Rauch; erst dann reagierte Andrade auf die Hiobsbotschaft.

»Das Ende von *Las Tres Lunas*.«

»Das Ende von allem. Damit ist auf einen Schlag alles im Eimer.«

Sein Leben zwischen zwei Welten hatte zur Folge, dass er sich manchmal einer streng kastilischen Ausdrucksweise bediente und manchmal rotziger klang als jeder mexikanische Bauer. Zweieinhalb Jahrzehnte waren vergangen, seit er in das alte Neuspanien kam, das sich damals nach einem langen und schmerzvollen Ringen um die Unabhängigkeit gerade in eine Republik verwandelt hatte. Er selbst trug zu jener Zeit schwer an Kummer und Verantwortung, und nichts ließ vermuten, dass sich sein Weg mit dem Elías Andrades kreuzen würde, des letzten Sprosses einer alten spanischen Einwanderersippe, die hoch angesehen, aber seit dem Ende der Kolonialherrschaft verarmt war. Doch der Zufall wollte, dass sich die beiden Männer in der schäbigen Kneipe eines Bergarbeiterlagers in Real de Catorce begegneten, als die Geschäfte des zwölf Jahre jüngeren Mauro allmählich

in Schwung kamen und die Träume Andrades längst zerplatzt waren.

»Hat dich der Gringo reingelegt?«

»Schlimmer. Er ist tot.«

Andrade zog fragend eine Braue hoch.

»Die Südstaatler haben ihn in der Schlacht von Manassas erledigt. Seine Frau und seine Schwester sind extra aus Philadelphia gekommen, um es mir zu sagen. Es war sein letzter Wille.«

»Und die Maschinen?«

»Die hatten sich seine eigenen Partner schon für die Kohleminen im Lackawanna-Tal gesichert.«

»Wir hatten sie komplett bezahlt«, murmelte Andrade entgeistert.

»Jede einzelne Schraube, es blieb uns ja nichts anderes übrig. Aber verladen wurde nicht ein Teil.«

Wortlos trat der Prokurist an einen der Balkone und öffnete die Tür sperrangelweit, vielleicht in der unsinnigen Hoffnung, ein Luftzug möge das, was er gerade gehört hatte, hinauswehen. Doch von der Straße drang nur das übliche Getöse und Geschrei herauf, das unablässige Lärmen der Stadt, die noch vor wenigen Jahrzehnten die bedeutendste Metropole von ganz Amerika gewesen war, die reichste und mächtigste: das alte Tenochtitlan.

»Ich habe dich gewarnt«, knurrte Andrade, ohne sich umzuwenden, die Augen blicklos auf den Straßentumult gerichtet.

Mauro Larreas einzige Reaktion war ein kräftiger Zug an seiner Havanna.

»Ich habe dir gleich gesagt, dass es tollkühn ist, diese Mine wieder in Betrieb zu nehmen. Dass du diese Berechtsame nicht beantragen sollst, dass du keine solchen Wahnsinnssummen in ausländische Maschinen investieren sollst, statt

dir Aktionäre zu suchen und das Risiko zu verteilen ... Dass du dir diese verfluchte Schnapsidee aus dem Kopf schlagen sollst.«

In der Nähe der Kathedrale heulte eine Feuerwerksrakete, man hörte zwei Kutscher miteinander streiten und das Wiehern eines Gauls. Mauro blies den Rauch aus, ohne etwas zu erwidern.

»Hundertmal habe ich dir erklärt, wie vollkommen überflüssig es ist, so hoch zu pokern«, fuhr Andrade fort. »Aber du hast meinen Rat in den Wind geschlagen und halsstarrig dein letztes Hemd gesetzt. Auf die Hazienda in Tacubaya hast du eine Hypothek aufgenommen und auf die in Coyocán und die Güter in San Antonio Coapa, die Lagerhallen in der Calle Sepulcro, die Äcker von Chapingo, die Viehhöfe bei der Katharinenkirche hast du alle verkauft.«

Die Ländereien zählte er auf, als spuckte er Galle.

»Du hast deine Aktien abgestoßen, deine Staatsanleihen, deine Forderungen und Beteiligungen. Aber das Risiko war dir immer noch nicht groß genug, du musstest dich oben drein bis über beide Ohren verschulden. Und wie, Mauro, sag mir, wie zum Teufel sollen wir all dem, was jetzt über uns hereinbrechen wird, deiner Meinung nach die Stirn bieten?«

Endlich unterbrach Mauro ihn.

»Etwas ist uns noch geblieben.«

Er spreizte die Hände, als wollte er den Raum umfassen, in dem sie sich befanden, und darüber hinaus Wände und Decken, Höfe, Treppen und Dächer.

»Denk nicht mal dran!«, stöhnte Andrade und umklammerte seinen Kopf mit allen zehn Fingern.

»Wir brauchen Geld, zum einen für die dringlichsten Schulden und zum anderen, damit ich anfangen kann, mich zu bewegen.«

Wäre ihm ein Geist erschienen, hätte Andrade nicht erschrockener dreinblicken können.

»Dich bewegen? Wohin denn?«

»Das weiß ich noch nicht, aber klar ist, dass ich wegmuss. Ich habe keine andere Wahl, Bruder. Hier ist es für mich vorbei; keine Chance, noch einmal anzufangen.«

»Warte«, begann Andrade wieder und bemühte sich um einen besänftigenden Ton. »Warte, um Himmels willen. Das sollten wir vorher gut abwägen, vielleicht können wir das alles eine Zeit lang geheim halten, während ich ein paar Feuer lösche und mit den Gläubigern verhandle.«

»Du weißt ebenso gut wie ich, dass wir damit nicht weit kommen werden. Am Ende der Rechnerei steht nichts als Verwüstung.«

»Beruhige dich, Mauro, nimm dich zusammen. Du solltest jetzt nichts überstürzen und keinesfalls dieses Haus verpfänden. Es ist das Letzte, was noch dir gehört, und das Einzige, was dir womöglich helfen kann, zumindest den Schein zu wahren.«

Den imposanten Kolonialbau in der Calle de San Felipe Neri hatte Mauro den Nachkommen des Grafen von Regla abgekauft, der der bedeutendste Bergbauunternehmer des Vizekönigreichs gewesen war. Eine Residenz, die ihn gesellschaftlich an der begehrtesten Stelle der Stadt positionierte. Dieser alte Barockpalast war das Einzige, was er nicht aufs Spiel gesetzt hatte, als er die ungeheure Menge Geld aufbrachte, um die Mine *Las Tres Lunas* wieder zum Leben zu erwecken; alles, was ihm von all dem Grundbesitz, den er mit den Jahren angehäuft hatte, noch geblieben war. Beide wussten um die Bedeutung dieses Hauses, die weit über seinen materiellen Wert hinausging: Es war ein Pfeiler, der sein öffentliches Ansehen aufrechtzuerhalten vermochte. Es zu behalten, bewahrte ihn vor Hohn und Demütigung.